Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 28 (1977)

Heft: 2

Artikel: Baukultur in Basel : 1770-1920

Autor: Germann, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-393240

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BAUKULTUR IN BASEL: 1770–1920

von Georg Germann

Das Kapitel *«Baukultur in Basel: 1770–1920»* kann hier als Vorabdruck aus einer sich in Vorbereitung befindenden Stadtbiographie mit dem Titel «BASEL. *Aspekte aus Vergangenheit und Gegenwart*» vermittelt werden. Als Herausgeber des Buches zeichnet Photograph PETER HEMAN, der folgendes Exposé zum Werk verfasst hat:

«Ach Gott, was werden dem practical sense des 19. Jahrhunderts noch für Opfer fallen!»

Dieser Stossseufzer Jacob Burckhardts war ausgelöst worden durch den Anblick der Charing-Cross-Eisenbahnbrücke in London; er steht in einem Brief, den der Gelehrte am 2. August 1879 aus dieser Stadt an seinen Freund, den Architekten Max Alioth in Basel, gerichtet hat. «Und was hilft den Londonern alle hohe ästhetische Anregung», steht ein paar Zeilen weiter oben, «wenn dann doch um der blossen Utilität willen eine kolossale Verscheusslichung des Stadtanblickes eintritt, wogegen unsere neue Brücke (gemeint ist die abschüssig laufende, 1879 eingeweihte Wettsteinbrücke) eine wahre Unschuld ist.»

Wie gering kommt uns der Anlass zu dieser Klage heute vor, da dieser *practical sense* zum alles bestimmenden Prinzip geworden ist. Wie oft wird unser Auge durch den Anblick neuerstandener Bauten beleidigt! Immerhin dürfen wir uns damit trösten, dass in unserer nicht allzu grossen Stadt die fragwürdigen Seiten der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, wie sie gerade im Baulichen zutage treten können, nicht so folgenschwere Spuren hinterlassen haben wie anderswo.

Wenn wir aus der Perspektive dieses sich allmählich neigenden Jahrhunderts die architektonische und kunsthandwerkliche Hinterlassenschaft unserer Väter, ja unser eigenes Tun betrachten, so haben wir eine grosse Mannigfaltigkeit vor uns. Von diesem historischen Gesichtspunkt her ist die Idee des Buches entstanden. Es ist eine Stadtbiographie, die den Leser und Betrachter miterleben lassen möchte, wie im Umgang mit den Bau- und Kunstdenkmälern aller Epochen der Puls einer Stadt und dadurch ihre Eigenart spürbar werden können.

Hinter diesem Wunsch steht der Glaube, dass solches Erleben gerade in unserer Zeit des überspitzten *practical sense* sinnvoll und wesentlich ist. Dieser Vorgang ist eher durch Aufzeigen der grossen Linien und starken Strömungen als durch die Breite der Darstellung oder das Streben nach Vollständigkeit zu vermitteln.

Dem Forschen von RUDOLF FELLMANN, ANDREAS FURGER-GUNTI und RUDOLF MOOSBRUGGER-LEU ist zu danken, dass es gelang, die Ursprünge einer Besiedlung der Basler Gegend zu erhellen und die frühgeschichtlichen Zusammenhänge zu vergegenwärtigen.

Für die grossen Stilepochen der Romanik, der Gotik, der Renaissance und des Barock schien es wichtiger, die Bau- und Kunstdenkmäler eingebettet in die Zusammenhänge der Stadtgeschichte zu zeigen, als sie nach Formmerkmalen kunstwissenschaftlich zu beschreiben. Dass auf der Suche nach einem geeigneten Leitfaden zu der schon vor Jahrzehnten erschienenen und nur noch selten anzutreffenden stadtgeschichtlichen Publikation von EMIL MAJOR gegriffen wurde, hat seinen Grund vor allem darin, dass dieser von schriftstellerischer Bildkraft erfüllte Text zur Illustration geradezu prädestiniert erscheint. Als Konservator des Historischen Museums, durch seine archäologische Tätigkeit während der Ausgrabungen der spätkeltischen Siedlung auf dem alten Gaswerkareal und als Verfasser des Tafelwerkes über Urs Graf und weitere Publikationen, besass EMIL MAJOR gründliche und umfassende Kenntnisse und eine tiefgehende Vertrautheit mit dem baslerischen Kulturleben. Frau Gertrud Major verdanke ich die Möglichkeit, diesen Text in revidierter und gekürzter Form unter Weglassung des frühgeschichtlichen Teils neu herauszugeben. Dank der Mitarbeit und der wertvollen Ratschläge von FRANÇOIS MAURER konnten durch Bildlegenden und Anmerkungen die Ergebnisse der neueren Grabungen und auch inzwischen wiederentdeckte Wandmalereien in die Darstellung mit einbezogen werden.

Das uns noch recht nahe 19. Jahrhundert zeigt sich im Bereich der Architektur und der Bildenden Kunst vielgestaltig und facettenreich. Das Niederreissen der Mauern und Bollwerke und die bauliche Ausdehnung veränderten das ehemals geschlossene, noch mittelalterliche Stadtbild gründlich und schnell. An dem «Babel der Stile» – wie der Cicerone durch dieses Jahrhundert, GEORG GERMANN, das bunte architektonische Erbe aus der Spätzeit des Historismus charakterisiert – hängen wir aber doch noch mit einem Gefühl wehmütiger Verbundenheit.

Erstaunlich weite Kreise stehen der modernen Architektur beziehungslos gegenüber. Ihre Haltung angesichts dieses lebendigen und schon durch sein quantitatives Wachstum so bedeutenden Phänomens schwankt zwischen Gleichgültigkeit und Pauschalverurteilung. In Text und Bildern des letzten Kapitels wurde der Versuch unternommen, die bauliche Entwicklung Basels seit den zwanziger Jahren aufzuzeigen, den Einflüssen von aussen nachzugehen und so den Zugang zu einem besseren Verständnis zu schaffen. Die sachkundigen Darlegungen des Architekten GEORGES WEBER, der durch seine Tätigkeit intensiven und aktuellen Anteil an dieser Bewegung hat, sind Verlockung und wegweisende Anregung zum Einschlagen dieser Richtung.

Im Stadtbild, an privaten wie öffentlichen Gebäuden und Anlagen, äussert sich eine rege Förderung der Kunstpflege. Der 1919 gegründete Staatl. Kunstkredit hat an dieser Entwicklung besonderen Anteil. DOROTHEA CHRIST interpretiert die Haupttendenzen dieses Kunstschaffens.

* * *

Wir hoffen, der Leser und Betrachter dieses Buches möge mit den Autoren und dem Herausgeber das Abenteuer teilen: nämlich das Werden einer Stadtindividualität, ihr Verwobensein mit den Ereignissen einer weiteren Welt am Beispiel unserer mittelgrossen Stadt am Rheinknie durch die Jahrhunderte bis in unsere Tage zu verfolgen. P.H.

DER AUFSCHWUNG DES VERKEHRS

Die Eisenbahnen waren keineswegs die ersten fahrplanmässigen Verbindungen, weder in Basel noch anderswo. Im 17. und 18. Jahrhundert löste das Kutschenpferd das Reitpferd ab, und immer regelmässiger rollten die Postwagen durchs Land. Das Postregal besass seit 1682 das Direktorium der Kaufmannschaft, eine halbstaatliche Handelsbehörde. Ihr Sitz, das heutige Stadthaus, wetteiferte wenn nicht durch die Grösse, so doch durch die Pracht der Fassade und der Ausstattung mit den soeben vollendeten Wohnhäusern der Brüder Lukas und Jakob Sarasin zwischen Rheinsprung und Martinsgasse; überdies behielt der Architekt aller drei Bauten, Samuel Werenfels, dem «Posthaus» die Pilastergliederung vor.

Die Voraussetzung für den Kutschenverkehr und für Schwertransporte schuf der Strassenbau. Wichtig für Basel waren die Juraübergänge, namentlich der Bötzberg, der nach Zürich und zu den Bündner Pässen führte, der Untere Hauenstein als Teil der Gotthardroute und der Obere Hauenstein. Mit dem Ausbau dieser Verbindungen, zu der die anliegenden Gemeinden Frondienst leisteten, begann Basel 1738; 1740 wurde das mit einer Seilhaspel versehene steile Stück über das Kräheck vom bequemeren Weg durch die Helfenbergklus bei Langenbruck abgelöst.

1773 war in Solothurn unter der Leitung des jüngeren Pisoni der Bau der mächtigen St.-Ursen-Kirche zu Ende gegangen. Die Solothurner Steinhauer entwickelten nun eine kleine Exportindustrie. Der Grabeneckbrunnen am Petersplatz mit dem Datum 1779 ist der erste Basler Brunnen aus dem weissen Solothurner Kalk, der über den Oberen Hauenstein geführt wurde; dann folgten 1782 der heute verschwundene Adlerbrunnen an der Webergasse in Kleinbasel und 1784 der grosse Brunnen auf dem Münsterplatz, dessen Trog allein schon aus sechzehn Stücken bestand. Das Werk wurde durch den in Niederdorf ansässigen Fuhrmann Jakob Thommen über den Oberen Hauenstein von einer Stadt zur anderen befördert. Aus Paolo Antonio Pisonis Entwürfen wählten die Basler Behörden einen Entwurf aus, dessen mit Voluten verziertes Vierpassbecken der Tradition verpflichtet ist, während sich in der kaum verhüllten Stereometrie von Säulenstuhl und Säulenschaft der Klassizismus ankündigt. Durch seine Vorliebe für die weisse Farbe begünstigte dieser Stil die Solothurner Steinbrecher, und wenn der Granatapfel, der den Münsterplatzbrunnen bekrönt, ursprünglich aus ockerfarbenem Neuenburger Kalk gehauen war, so unterstrich der Kontrast die blendende Helle des Solothurner Steins.

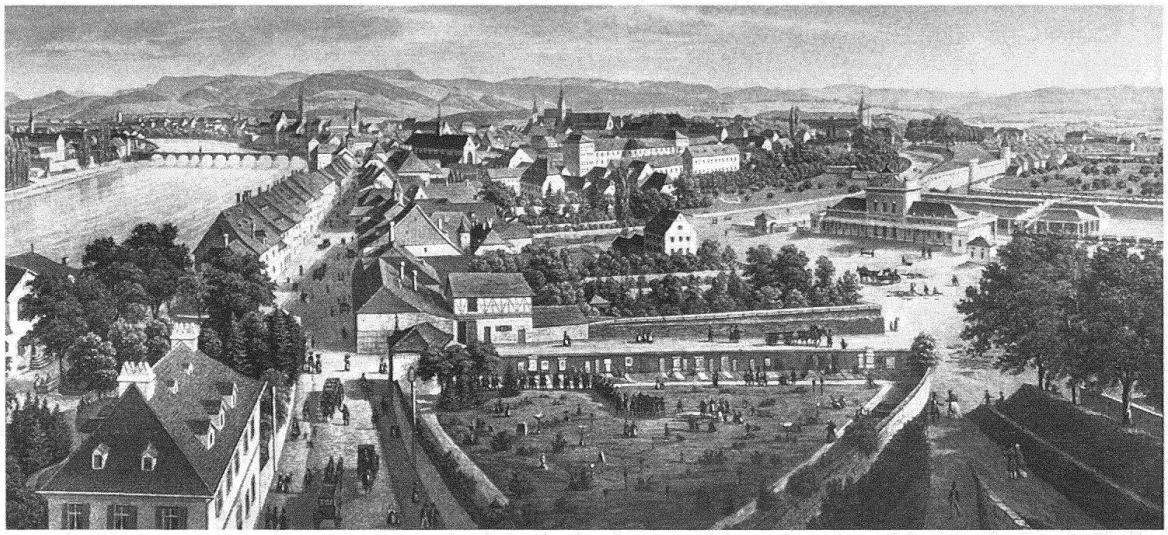
In den Jahren 1827–1834 wurden die Pässe erneut ausgebaut; aber bereits liefen neue Verkehrsmittel, welche die Dampfkraft ausnutzten, den Strassenfahrzeugen den

Stadthaus, ehemals Posthaus, Stadthausgasse 13, 1771–1775 von Samuel Werenfels (1720–1800). Der Sitz des Direktoriums der Kaufmannschaft sieht wie das Wohnhaus eines reichen Kaufmanns aus und ist auch ähnlich eingeteilt: Wagendurchfahrt zum Hof für die Postkutschen, Geschäftsräume und Treppenaufgang im Erdgeschoss. Repräsentationsräume im ersten Stock und im zweiten Stock die Wohnräume des Postverwalters

Rang ab. 1832 legte zum erstenmal ein Rheindampfschiff an der Schifflände an. Bald jedoch sollte die Eisenbahn die immer noch gefährliche Flussschiffahrt unwirtschaftlich machen. Die Grossschiffahrt wurde erst 1904 wieder aufgenommen.

Der erste Bahnhof auf Schweizer Boden war das provisorische Stationsgebäude der Linie Strassburg–Basel, das 1844 nach Plänen des Ingenieurs C. Polenceau gebaut wurde, und zwar vor den Toren der Stadt. Wenn man bedenkt, dass die Grossstadt Paris noch im Jahre 1840 mit einem neuen Befestigungsring versehen wurde, erstaunt es nicht, dass der Standort der Bahnhöfe in den Anfängen des Eisenbahnzeitalters oft von militärischen Gesichtspunkten bestimmt wurde. Basel entschied sich wie gleichzeitig Prag für ein Stationsgebäude innerhalb der Stadtmauer. Es wurde 1845 nach dem Vorbild des Bahnhofs von Mülhausen gebaut, aber bereits 1860 zugunsten des Centralbahnhofs aufgegeben. Das als neues Stadttor zum Französischen Bahnhof von 1845 gehörende Eisenbahntor entwarf der in Karlsruhe und Paris ausgebildete Architekt Melchior Berri in mittelalterlichen Formen; es wurde im traditionellen roten Sandstein ausgeführt.

Wie die Vogesenstrasse auf der Westseite der Stadt die Elsässerlinie, so markiert die Engelgasse auf der Ostseite die alte Linienführung der Schweizerischen Centralbahn. Der provisorische Bahnhof an der Langen Gasse wurde von Ludwig Maring



Anders als der Badische Bahnhof und der Centralbahnhof wurde Basels erster Bahnhof innerhalb der alten Stadtmauern angelegt. Die Standortfrage führte zu heftigen Diskussionen; an einer Tagsatzung fragte der Stand Bern an, ob durch den Französischen Bahnhof auf baselstädtischem Boden «die Unverletzlichkeit des schweizerischen Gebietes und die schweizerische Unabhängigkeit in keiner Weise gefährdet werde». – Lithographie von Anton Winterlin (1805–1894)

gebaut, ebenso 1859–1861 der Centralbahnhof, der als Durchgangsbahnhof beide Linien verband. Er wurde 1904–1907 durch einen Neubau nach Plänen von Emil Faesch und Emanuel La Roche ersetzt. Die 1872–1873 gebaute Eisenbahnbrücke ermöglichte den Verkehr zwischen dem Centralbahnhof und der Badischen Bahn, die 1855 Basel erreichte. Der jetzige Badische Bahnhof – vom heutigen Mustermessegelände an die Stadtgrenze verlegt – wurde 1910–1913 nach Plänen von Karl Moser gebaut. Obgleich sich in Basel die Linien dreier Bahngesellschaften trafen, hatte die Stadt das Glück, statt einer Reihe von miteinander ungenügend verbundenen Kopfbahnhöfen zwei geschickt verbundene Durchgangsbahnhöfe zu erhalten.

GESELLSCHAFTS- UND KULTURBAUTEN

Ein Teil des gesellschaftlichen Lebens, das sich vor der Revolutionszeit in Zunftstuben und vornehmen Privathäusern abgespielt hatte, verlagerte sich in die von Vereinen errichteten Kulturbauten. Den Auftakt machte das Projekt eines Theaters auf dem Petersplatz, mit dem sich der Weinbrenner-Schüler Achilles Huber 1813 in die 1812 gegründete Basler Künstlergesellschaft einkaufte.

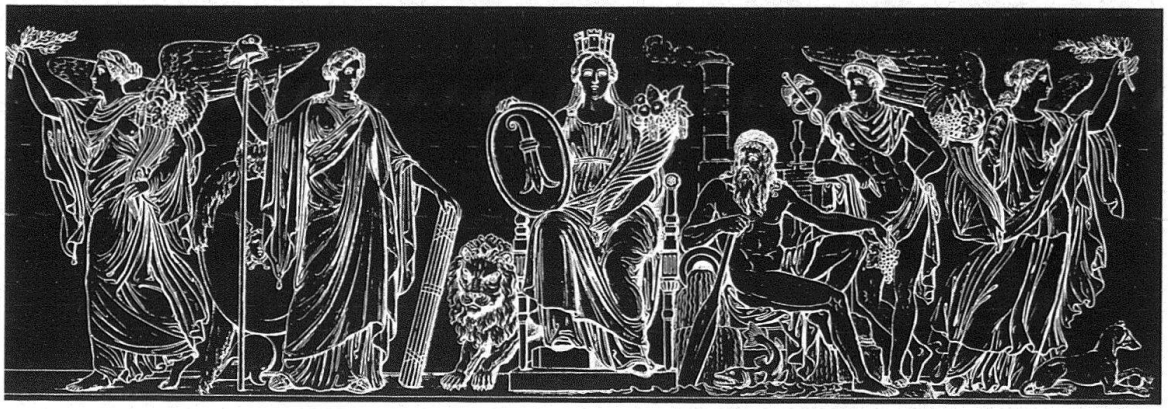
1821–1822 legte der 20jährige Melchior Berri Pläne für ein Casino mit Speise-, Musik- und Ballsaal vor, welches die Casino-Gesellschaft 1824–1825 ausführen liess. 1822 reichte er auch ein Projekt für das Sommercasino vor der Stadt ein; doch wurde dort nach dem Entwurf eines begabten Liebhaberarchitekten gebaut. Ein anderer Liebhaberarchitekt, Johann Friedrich Huber, waltete nicht nur als spiritus rector des Rathausumbaues von 1824–1825, sondern projektierte auch den Umbau des stattli-

chen gotischen Hauses, welches das Domstift neben dem Münster als Verwaltungsgebäude errichtet hatte, zum Sitz der Lesegesellschaft. Die Obergeschosse dienten der Bibliothek. Über die Benutzung des Erdgeschosses aber berichtete Streuber 1854, es befänden sich darin «die eigentlichen Gesellschaftssäle oder das Casino, zwei Billards und zahlreiche Spieltische enthaltend».

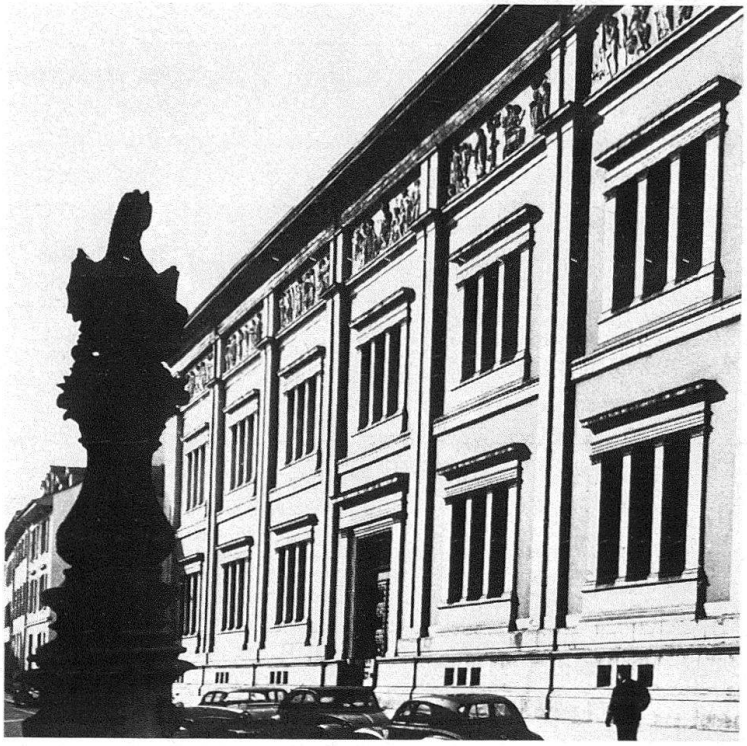
Ungefähr gleichzeitig, 1830–1831, errichtete Melchior Berri das sogenannte Blömleintheater, das 1876 zum Nordflügel des Steinenschulhauses umgebaut und 1969 mit diesem abgebrochen wurde. Streuber schreibt: «Das Theater hat beständig mit Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Ansprüche grösser sind als die Mittel, über die man gebieten kann. Mehr Genuss gewähren die Winterconcerte im Stadtcasino, in denen sich die höheren Klassen der Gesellschaft zu versammeln pflegen.» Das war zu jener Zeit, als Theater- und Konzertleben noch nicht von der öffentlichen Hand gespeist wurden.

Nachdem die Zünfte und die drei «Ehrengesellschaften», die ihnen in Kleinbasel entsprachen, ihrer letzten öffentlichrechtlichen Aufgaben ledig waren, unterschieden sie sich nur noch wenig von anderen Vereinen. In den Jahren 1838–1840 liessen sich die Kleinbasler Gesellschaften von Bauinspektor Amadeus Merian ein Gesellschaftshaus bauen, das man auch «Casino der kleinen Stadt» nannte und das ausser dem erhaltengebliebenen Saal im Hauptgeschoss ein «Café-Restaurant» («Café National», heute «Café Spitz») enthielt. Zu diesem gehörte die im Sommer mit Orangenbäumchen gesäumte Terrasse über dem Rheinufer, gleichsam als Ersatz für ein Kleinbasler Sommercasino. Denn Fluss und Flussufer wurden nun als Landschaft erlebt. Als Merian 1842–1844 das Hotel «Zu den Drei Königen» am gegenüberliegenden Rheinufer neu

Sommercasino, Münchensteinerstrasse 1, 1823 nach Plänen des Liebhaberarchitekten Johann Georg VonderMühll (1789 bis 1853) durch Baumeister Johann Jakob Heimlicher (1799–1848) und Zimmermeister Johann Jakob Stehlin d. Ä. (1803–1879) errichtet; 1927 mit einem höheren Dach versehen und 1961–1962 in ein Jugendhaus umgewandelt. Nächstes Vorbild war das 1806 bis 1807 von Hans Caspar Escher erbaute Zürcher Casino. Beide sind Beispiele für das Geschick des Klassizismus, mit so einfachen Mitteln wie Portikus, Tempelfront und Walmdach Architektur zu machen



Fries am Museum für Natur- und Völkerkunde, Augustinergasse 2, 1848 von dem Schaffhauser Bildhauer Johann Jakob Oechslin (1802–1873) aus Terrakotta geschaffen. Die Mittelgruppe wird von der thronenden Basilia beherrscht. Die geographische Lage, der Handel und die politische Freiheit der Stadt sind durch Rhein, Merkur und Helvetia als Göttin der Freiheit versinnbildlicht. Geflügelte Genien des Friedens rahmen die Gruppe. – Der Bau 1844–1849 von Melchior Berri (1801–1854). Die gleichmässige Reihung der Fassade verhüllt die Vielfalt des Bauprogramms, das ein chemisch-physikalisches Institut, die öffentliche Bibliothek (70000 Bände), die Universitätsaula und die Ausstellungsräume für die Sammlungen umfasste.



baute, nahm er darauf Bedacht, durch Arkaden eine öffentliche Uferpromenade zu ermöglichen, allerdings noch ohne Erfolg.

Nicht einmal das Museum an der Augustinergasse wäre ohne private Initiative und teilweise private Finanzierung zustande gekommen. Eine vereinähnliche Museumsbaukommission bildete sich 1841, sammelte ein Viertel der Bausumme, forderte sieben Architekten zum Wettbewerb auf und empfahl das Projekt Melchior Berris zur Weiterbearbeitung. Erst jetzt nahm der Kanton die Sache in die Hand. An dem 1844–1849 von Berri ausgeführten Bau lassen sich manche Züge kleinstaatlich-bürgerlicher Kulturpflege ablesen. Vor der Stadtentfestigung standen für grosse Bauaufgaben fast nur die ehemaligen Klosterareale zur Verfügung; Berri musste sogar Mauerzüge des Augustinerklosters und nachmaligen Oberen Kollegiums verwenden, während gleichzeitige Monumentalbauten meistens freistehen und Platz oder Park beherrschen.

Stadttheater, Steinenberg/Theaterstrasse, 1874–1875 von Johann Jakob Stehlin d. J. (1826–1894), nach dem Brand von 1904 von seinem Neffen Fritz Stehlin (1861–1923) nach den alten Plänen wiederaufgebaut; Abbruch 1975. Der mit Lagerfugen und Pilastern im Vergleich zu anderwärtigen Theaterbauten sparsam dekorierte Baukörper war ein Bestandteil des von verschiedenen Institutionen finanzierten, aber von Stehlin als Ganzes betrachteten Kulturzentrums, von dem noch die Kunsthalle (1870–1872) und der Grosse Musiksaal des Stadtcasinos (1876) stehen

Auch als ausgesprochener Mehrzweckbau bildet das Museum unter seinen Zeitgenossen eine Ausnahme.

Schliesslich hätte ein fürstlicher Bauherr seinen Architekten adeln können; Berri erhielt statt dessen den Titel eines doctor honoris causa.

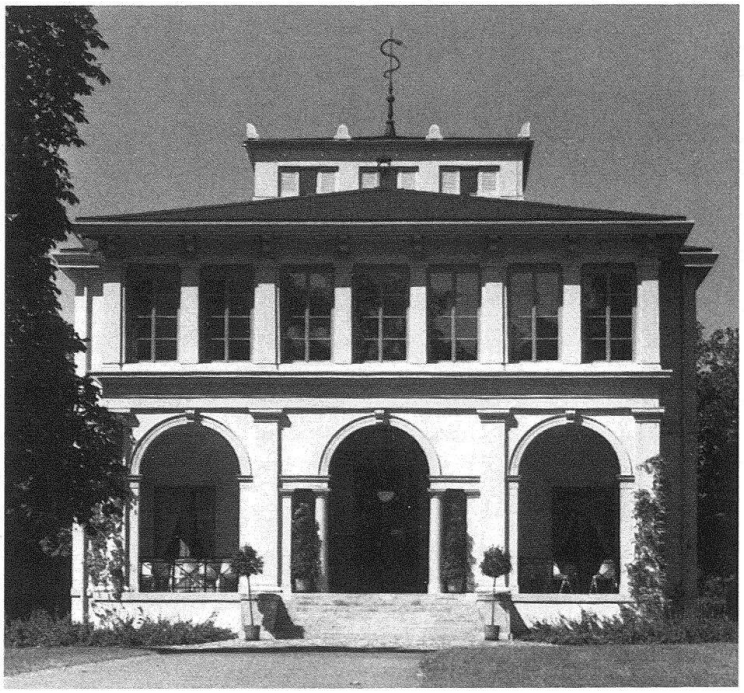
Im Jahre 1849 konstituierte sich der Freiwillige Museumsverein, so dass nicht nur die Initiative zum Museumsbau von privater Seite ausging, sondern auch der Fortbestand und die Mehrung der Sammlung von privater Seite gefördert wurden. Ohne Staatshilfe entstanden in den 1870er Jahren noch drei grosse Kulturbauten: die Kunsthalle, das Theater und der Musiksaal, alle Werke von Johann Jakob Stehlin d. J. und alle am Steinenberg gelegen, der dadurch zu einer Triumphstrasse in der Art der Münchner Ludwigstrasse wurde – wenn auch ohne Siegestor. Der Bau der Kunsthalle durch den Kunstverein führt uns zum Rhein zurück; denn er wurde zum Teil durch die Erträge der Rheinfähren finanziert, deren erste der Verein 1854 zu betreiben begann.

Für alle Gesellschaftsschichten brachte das 19. Jahrhundert neue Formen des Wohnens. Drei Stichworte genügen: Villa, Etagenwohnung, Arbeiterhaus.

Die Villa ist eine Baugattung, die um 1800 unter Namen wie «cottage orné» in London aufkam und um 1830 auf das Festland übergriff. Im Gegensatz zu dem mit einem Gutsbetrieb verbundenen Landhaus älterer Zeit ist die Villa des 19. und 20. Jahrhunderts ein Ganzjahresaufenthalt. Am Übergang zwischen sommerlichem Landhaus und Fabrikantenvilla steht die Villa Ehinger (1829–1832) in Münchenstein. Melchior Berri baute sie nach seiner Rückkehr aus Italien für seinen Freund Ludwig August Sarasin oberhalb der Baumwollspinnerei, deren technische Leitung Sarasin als Teilhaber seines Vaters innehatte. Die Sommerwohnung verrät der Laubentrakt; den Winter gedachte Sarasin, der die Vollendung nicht mehr erlebte, mit seiner jungen Frau in der Stadt zu verbringen.

Den Wechsel der Baugesinnung in der Stadt selbst zeigt am auffälligsten das vom Volksmund «Zahnlücke» genannte Haus in der St.-Alban-Vorstadt, das Melchior Berri 1839–1840 für August Stähelin-Vischer(-Brunner) baute. Die Nachbarhäuser, darunter die 1810–1811 von Achilles Huber gebaute «Fortuna», liegen als Reihenhäuser in einer und derselben Flucht, so dass sie den Strassenraum unmittelbar begrenzen. Die «Zahnlücke» dagegen ist von der Strasse zurückgesetzt und steht allseitig frei. So können Wagen wie in einem Ehrenhof vor dem Haus kehren, wird das Erdgeschoss nicht von einer Durchfahrt entzweigeschnitten, und lassen sich alle Räume trotz der Tiefe des Grundrisses genügend befenstern.

Freistehende, villenartige Häuser wurden selten in geschlossene Strassenzeilen gezwängt; wo diese noch nicht aufgefüllt waren wie in der langgestreckten St.-Alban-



Villa Ehinger in der Neuen Welt, Münchenstein, 1829–1832 von Melchior Berri (1801–1854), einst Sommerresidenz, jetzt Nebengebäude für den Musikunterricht des Gymnasiums Münchenstein. Ein für die Schweiz ungewöhnlich frühes und elegantes Beispiel der Neurenaissance

Schilthof, Freie Strasse/ Steinenberg, 1841–1842 als Wohnhaus nach angeblich französischen Plänen von Johann Jakob Stehlin d. Ä. (1803–1879) gebaut; 1899–1900 von Fritz Stehlin (1861–1923) erweitert. Erstes Basler Beispiel eines Eckrundbaues als Gelenk zwischen spitzwinklig zusammenstossenden Flügeln, hier mit Anklängen an die Monopterostempel in Gärten des 18. Jahrhunderts

Vorstadt, stehen sie teils an der Strasse, teils im Zwischengelände; doch erst die Stadtentfestigung brachte, zumal im Gellert, Villenbauten in grossen Gärten.

Stadteinwärts, wo sich sogar Monumentalbauten wie das Museum an der Augustinergasse so gut es ging in die Häuserfluchten fügten, waren Eckplätze bevorzugt, weil sie den Bau als Körper sichtbar machen liessen. Ein solcher Platz entstand nach dem Abbruch des zur inneren Stadtmauer gehörenden Aeschenschwibbogens im Jahre 1841 am Eingang der Freien Strasse. Hier baute Johann Jakob Stehlin d. Ä., der nachmalige Ständerat und Bürgermeister von Basel, für Rudolf Forcart-Hoffmann den Schilthof, ein aus drei Baukörpern zusammengesetztes Wohnhaus, dessen Funktion als Kopfbau an einem Sternplatz durch Kolossalsäulen, Balustrade und Vasenbekrönung markiert wird.

Von Christoph Riggenbach, der als 20jähriger beim Bau der Lesegesellschaft mitgewirkt hat, stammt das Wohnhaus am Eingang zur Augustinergasse, in welchem später der Mutterrechtsforscher Johann Jakob Bachofen-Burckhardt wohnte. 1840, also fast gleichzeitig wie Berris «Zahnlücke» und des älteren Stehlin «Schilthof» errichtet, isoliert sich das Bachofen-Haus wie diese von der Umgebung, obgleich mit den sparsamsten Mitteln: Es ist gegenüber dem breitseitigen Nachbarbau leicht abgewinkelt und springt um einen Meter vor; es zeigt zusammenhängende Mauerflächen, weil die Klappläden in den Fensterlaibungen liegen und die Kanten nicht verblendet sind; der Baukörper überragt die Nachbarhäuser und kann so statt mit einem Giebeldach mit einem Walmdach abgeschlossen werden.

Baslerische Sonderentwicklung, die noch auf Erklärung wartet, führte in den Neuquartieren, die nach 1860 vor den ehemaligen Stadtmauern entstanden, zu einer Vorliebe für das zweigeschossige Einfamilienreihenhaus. Sie wurde in der Zwischenkriegs-

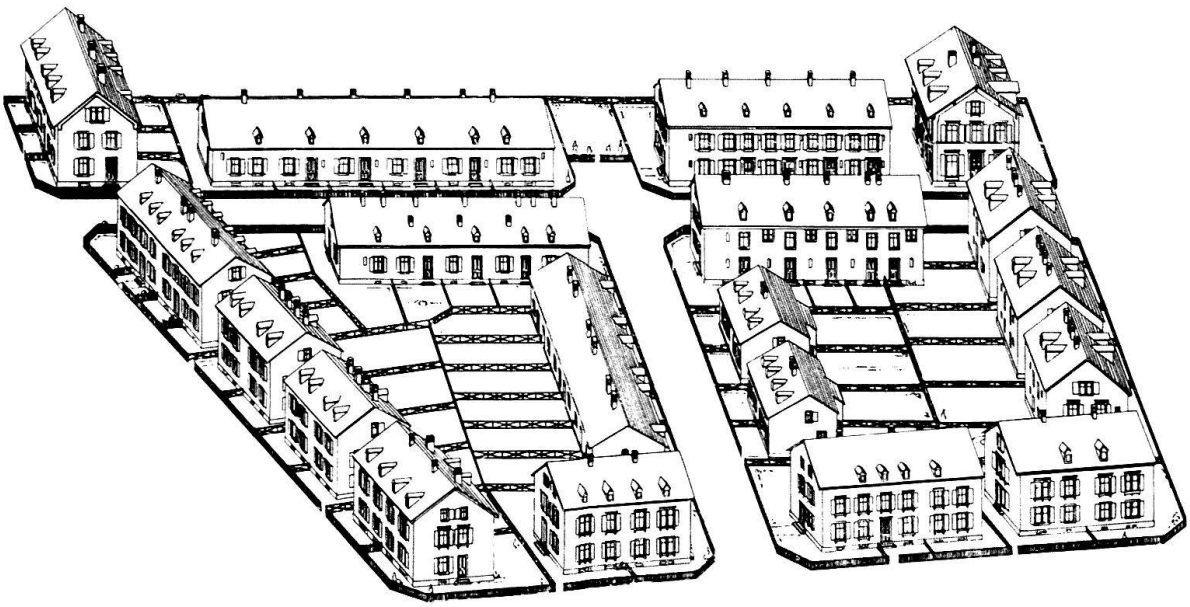
Lange Gasse 90, Basler Salon um 1880, Photo Höflinger um 1935. Über die Ausstattung der Empfangszimmer spottet Thackeray (1811–1863) in seinen 1846/47 erschienenen «Snob-Papers»: «... wohin man schaut, sieht man Marmor, Ahornholz, Spiegel, Arabesken, Goldmalereien und Stuck. Schnörkel, Monogramme, Drachen, Kupidos, Tuberosenblüten und andere Blumen schlingen sich aus den verschiedenartigsten Füllhörnern heraus die Wände entlang ... Wie bewunderten sie nun die Vorhänge in den Empfangszimmern, die aus rotem Plüsch, mit Silberbrokat gewirkt, bestanden ... wie schwelgten sie auf den bequemen Sofas und wie viele Blicke warfen sie in die ungeheuren Spiegel. Die eignen sich famos zum Rasieren ...»

zeit von Architekten wie Hans Bernoulli fortgesetzt und von diesem 1929 wie folgt beschrieben: «Ohne dass ein bestimmtes Planschema für die Strassenflucht oder eine innere Bauflucht für die rückwärtige Begrenzung bestand, führte allein die konsequente strassen- und blockweise Anwendung desselben Typs zu den ansprechenden Strassenbildern und den besonders wertvollen zusammenhängenden, gleichmässig umbauten Gartengevierten. Die Bauten sind in grössern und kleinern Partien von Unternehmern als Spekulationsbauten errichtet worden. Die kleinern Typen sind von Baugenossenschaften für ihre Genossenschafter und von Fabriken für ihre Arbeiter gebaut worden.»

Wer in den alten Adressbüchern blättert, findet schon vor der Jahrhundertmitte vier und mehr Familien in einem einzigen Haus untergebracht. Dank Karl Büchers «Wohnungsenquête» (veröffentlicht 1891) wissen wir über die hygienischen und sozialen Probleme Bescheid. Die durchschnittliche Bewohnung eines Hauses stieg von 7,1 Personen im Jahre 1779 auf 14,5 Personen im Jahre 1860. Der Bevölkerungszunahme entsprach bis 1860 keine ebenso grosse Bautätigkeit. Vielmehr wurde der vorhandene Wohnraum immer stärker ausgenutzt, zum Schaden für die Gesundheit in den niederen Einkommensklassen. Durch den Bau von Miethäusern mit Etagenwohnungen schuf aber die Spekulation 1860–1870 und von den 1880er Jahren an merkliche Erleich-

terung. Bis zum Weltkrieg blieben die Portale und die zunehmend beliebten Balkone selten ohne Schmuck.

Drei Ereignisse riefen das soziale Gewissen wach: das Revolutionsjahr 1848, die Choleraepidemie des Jahres 1855 und die Arbeiterunruhen im Winter 1868/69. Obschon in Basel die Wohnungsmisere weniger ausgeprägt war als in Städten vergleichbarer Grösse, tat Abhilfe not. Sie wurde jedoch nicht als Staatsaufgabe, sondern als selbsttragende Hilfe zur Selbsthilfe begriffen. Nach dem Vorbild der Cité ouvrière in Mülhausen baute die Aktiengesellschaft für Arbeiterwohnungen auf der Breite, ein Zweig der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen, in den Jahren 1854–1856 drei Häusergruppen mit 31 Wohnungen. Die acht der Birsmündung zunächst gelegenen eingeschossigen Häuser wurden durch Abzahlungsverträge verkauft. Ohne die Mieter oder Käufer an die Firma zu binden, bauten auch verschiedene Fabrikanten preisgünstige Arbeiterwohnungen: 1855 am Ulmenweg, 1867 am Wiesenschanzweg, 1869 auf der Breite, 1872 am Ulmenweg, 1875 am Bläsiring und an der Breisacherstrasse, 1877 an der Birsfelderstrasse, 1886 an der Lehenmattstrasse, 1888 an Rosental- und Sandgrubenstrasse, 1889–1890 an Colmarer- und Hagentalerstrasse. Die auf Ansuchen von etwa 180 Arbeitern von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen 1870 gegründete und als Aktiengesellschaft organisierte Baugesellschaft für Arbeiterwohnungen betätigte sich im Bachlettenquartier, am Bläsiring und an der Klybeckstrasse. Als sie sich 1888/89 statutengemäss auflöste, bestimmte sie den Reservefonds für Kinderschule und -spielplatz sowie einen Brunnen im Bachlettenquartier, im Bläsiquartier aber für das «Bläsistift» mit Volksbibliothek, Brausebad, Kleinkinderkrippe und andere Gemeinschaftseinrichtungen; es wurde 1890 eröffnet und 1967 durch einen Neubau ersetzt.



Arbeiter- und Kleinbürgerhäuser im Bachlettenquartier. 1871–1888 von der Baugesellschaft für Arbeiterwohnungen zuerst nach Wettbewerbsplänen, später nach Projekten von Johann Jakob Stehlin d. J. (1826 bis 1894) und Eduard Vischer (1843–1929) gebaut. Gesamtansicht und Einzelpläne wurden lithographiert und mit einem Text gedruckt. Exemplar im Staatsarchiv Basel (Plan F. 121)

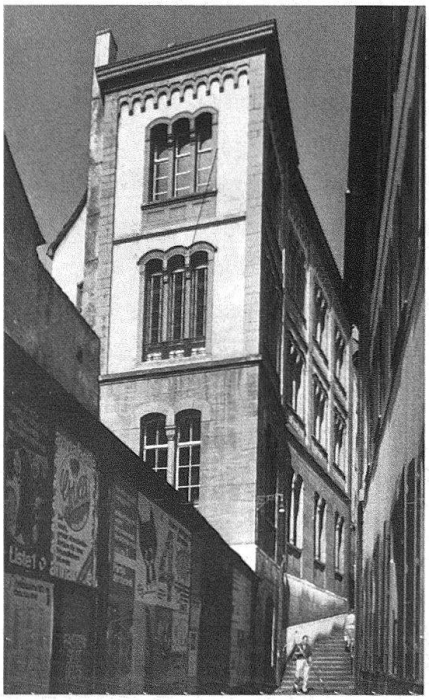
Einen neuen Impuls brachte der Landesstreik des Jahres 1918. Mit kräftiger Unterstützung des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine baute die Siedlungsgenossenschaft Freidorf an der Tramlinie nach Muttenz eine dorfartige Wohnkolonie, deren straffe Organisation auf Utopien des 19. Jahrhunderts zurückweist: Heinrich Zschokkes «Goldmacherdorf», Robert Owens «Harmony», Charles Fouriers «Phalanstère». Die Wohnbauten und das Genossenschaftshaus entwarf Hannes Meyer, der spätere Bauhausdirektor; sein Assistent war Rudolf Christ, nachmals Architekt der Genossenschaftshäuser Ecke Gundeldingerstrasse/Thiersteinerallee. Für die Bedeutung, die dem sozialen Wohnungsbau zugemessen wurde, zeugte die Rede des schweizerischen Bundespräsidenten Schulthess bei der Einweihung.

STADTPLANUNG UND STAATSBAUTEN

In anderen Schweizer Städten begannen die Stadtplanung und die Serie neuer und neuartiger Staatsbauten in den 1830er Jahren, das heisst mit der politischen «Regeneration». Anders in Basel, wo die 1832/33 durch einen Bürgerkrieg erzwungene Trennung von Stadt und Land den Staatshaushalt des Stadtkantons schwächte. Stadtplanerisches Denken verrät jedenfalls das 1837 erlassene Expropriationsgesetz. Mit seiner Hilfe wurde 1852–1853 nach Plänen von Johann Jakob Stehlin d. J. ein Postgebäude errichtet und gleichzeitig die untere Freie Strasse verbreitert.

Das Stadterweiterungsgesetz wurde 1859, im Anschluss an die Genehmigung der Bahnhofbauten in Gross- und Kleinbasel, beschlossen. Während Zürich und andere Städte den Boden der alten Festungsanlagen teils verkauften, teils für Staatsbauten benutzten, verzichtete Basel mit den einzigen Ausnahmen von Bernoullianum und Spalenschulhaus darauf. Das hat zwei ganz verschiedene Gründe.

Die erste Ursache geht ins 16. und 17. Jahrhundert zurück. Als andere Städte, vor allem während des Dreissigjährigen Krieges, die Stadtmauern durch artilleriesichere Schanzensterne, breite Kurtinen und tiefe Schussfelder für die eigenen Geschütze ersetzten, kam Basel kaum über den Bau einzelner Bollwerke hinaus. In Kriegszeiten wurden desto eifriger Feldbefestigungen aufgeworfen. Zu diesen gehört die «Batterie» (1815) südlich der Stadt. Der freie Allmendboden, der 1859–1860 durch die Schleifung der im wesentlichen noch mittelalterlichen Stadtbefestigung gewonnen wurde, war an den meisten Stellen zu schmal für staatliche Monumentalbauten. Mindestens bis zum Teilungsvertrag von 1863 waren dem Stadtkanton überdies die Hände durch das Schiedsgerichtsurteil von 1835 gebunden, das jeden Ertrag aus dem Festungsgelände zwischen den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft zu teilen vorschrieb, und die Verwendung als Bauland konnte als Ertrag verstanden werden. Jedenfalls stehen fast alle grossen Staatsbauten jener Jahre innerhalb der Stadtmauern: die alte Töchterschule, 1856–1857 von Amadeus Merian tiefgreifend umgebaut, das Gerichtsgebäude an der Bäumleingasse, 1857–1859 von Johann Jakob Stehlin d. J., und die Kaserne auf dem Areal des Klingentalklosters, 1860–1863 ebenfalls vom jüngeren Stehlin.



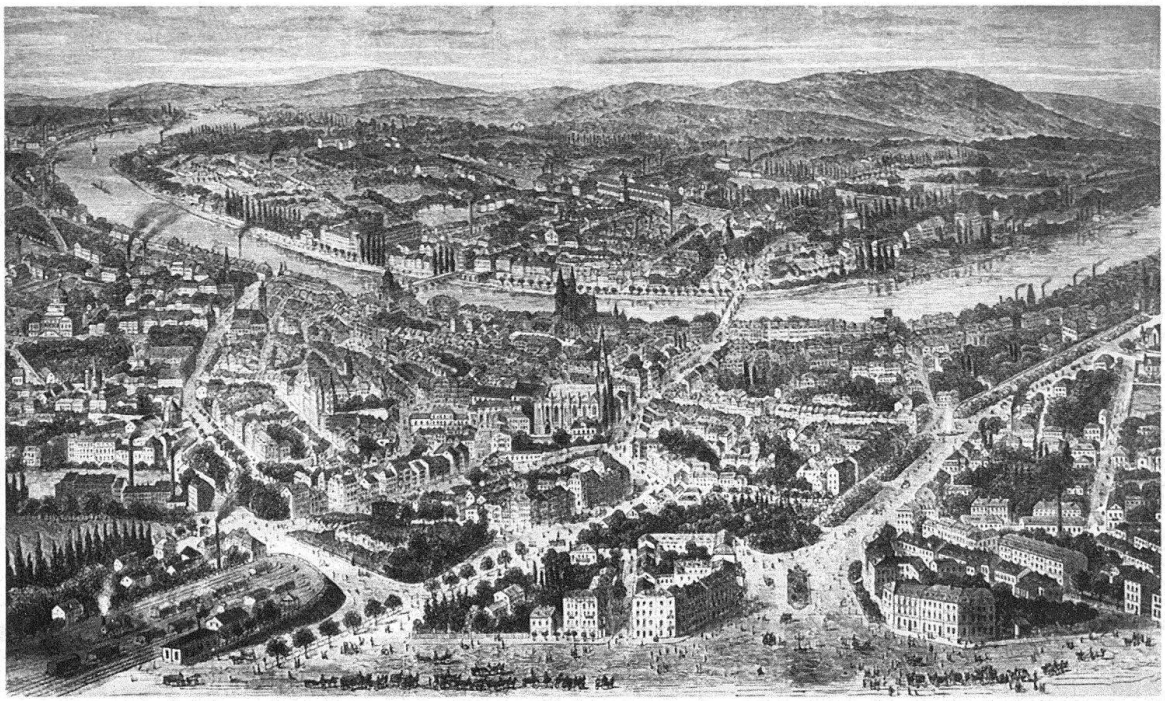
Ehemaliges Sesselschulhaus, Töchterschule, zuletzt Pharmazeutische Anstalt der Universität und Schweizerisches Pharmaziehistorisches Museum, Totengässlein 3, 1856–1857 von Amadeus Merian (1808–1889) umgebaut. Zusammen mit dem Umbau der Clarakirche für den katholischen Gottesdienst, war der Umbau des Hauses «Zum Sessel» die einzige grössere Arbeit, die dieser begabte Architekt in seinem Amt als Bauinspektor erhielt, das er von 1835–1859 versah. Merian hielt stets an der freien Verwendung mittelalterlicher Formen fest; doch zeigt sich an diesem seinem letzten Bau jene kantige Massivität, die in den 1850er Jahren aufkam

Vogelschaubild der Stadt Basel von Süden, wohl 1879. In diesem Jahr wurde die Wettsteinbrücke vollendet, die auf unserem Holzstich dargestellt ist, und die Johanniterbrücke begonnen, die auf dem Bild noch fehlt. Die von 1859 an durch Schleifung der Fortifikationen entstandene Ringstrasse und die gleichzeitige Quaibildung am rechten Rheinufer ist durch die Lichtführung hervorgehoben. Da die Grossbasler Ringmauer weit nach Osten auswich, um das St.-Alban-Kloster und die Gewerbe an den von diesem angelegten Industriekänälen einzubeziehn, war der östliche Brückenanschluss an die Ringstrasse umstritten, und man erwog eine Verbindung Malzgasse–Wettsteinplatz, bevor sich der Grosse Rat für den Anschluss an die innere Stadtmauer beim St. Alban-Graben entschied ▶

Teile der Befestigung hatten schon bisher als Promenade gedient. Nun, da eingeebnet werden durfte, liess sich zwar nicht gerade ein geschlossener Grüngürtel anlegen, wohl aber kleine Parks und lange Promenaden. Öffentliche Grünanlagen als städtische Aufgabe erkannt zu haben, war das Verdienst des Ratsherren Karl Sarasin, der in den Jahren 1858–1867 und 1869–1875 Präsident des «Baukollegiums» war, und des «Baudirektors» in den Jahren 1859–1875, Johann Jakob Stehlins d.J. Sie liessen sich von einem der bedeutendsten Gartenkünstler des Historismus, dem Münchner Oberhofgärtner Karl von Effner, beraten. Auch wurde das Amt eines Stadtgärtners geschaffen und 1861 mit dem aus München stammenden Georg Schuster besetzt.

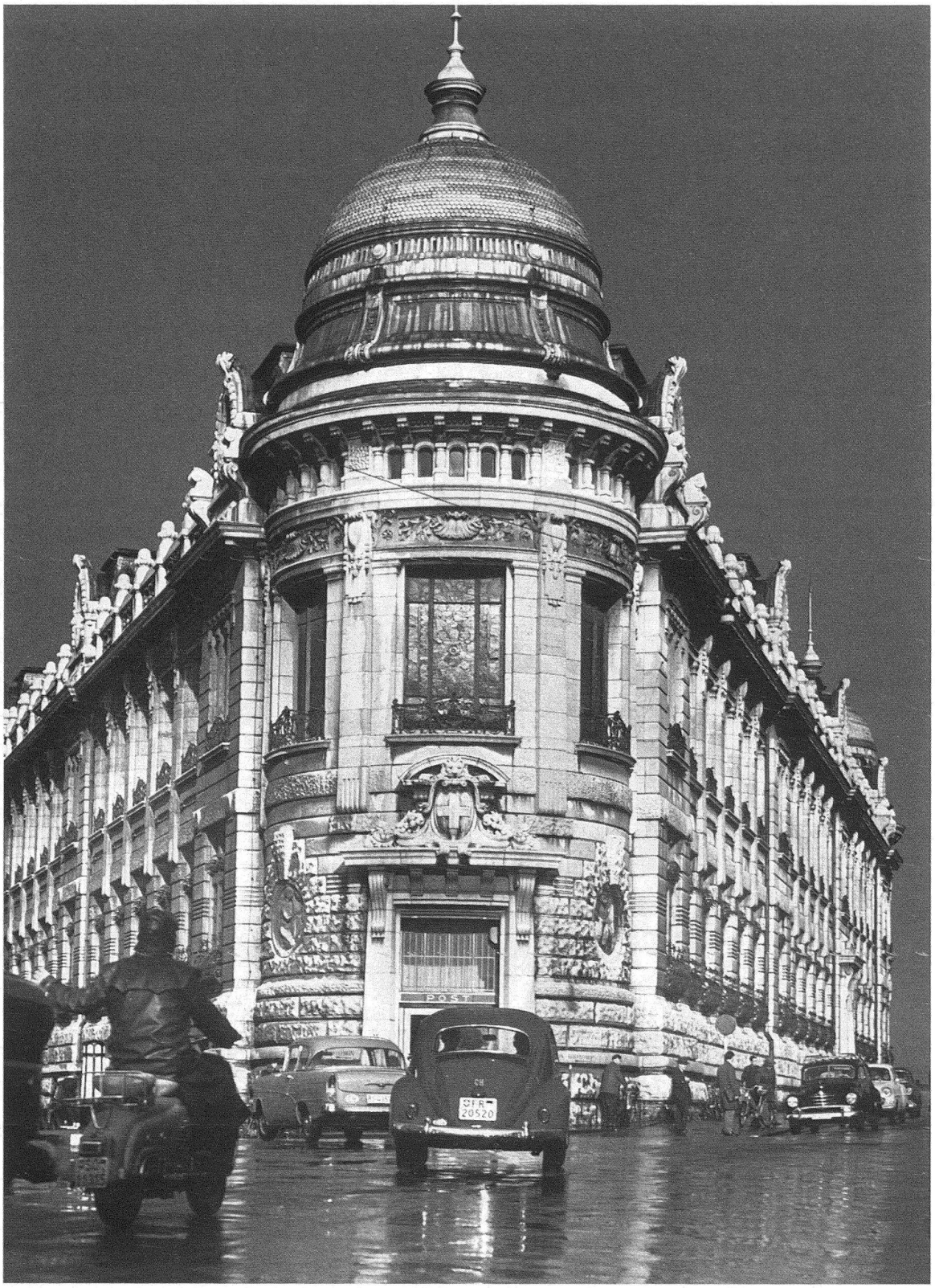
An die Stelle der Ringmauer trat auf weite Strecken eine Ringstrasse. Ihre Bedeutung wuchs, sobald sich durch die Wettsteinbrücke (1877–1879) und die Johanniterbrücke (1879–1882) der Kreis schloss. Um die Jahrhundertwende konnten die aufgelassenen Bahnstrassen für einen äusseren Strassenring benutzt werden: Riehenring–Wettsteinallee in Kleinbasel, Spalenring–Steinenring in Grossbasel; wer erinnert sich noch daran, dass dieser zweite Grossbasler Ring durch Centralbahnstrasse und Eilgutstrasse bis 1975 mit Nauenstrasse, Grosspeterstrasse und St.-Alban-Ring verbunden war, ja dass die Anlage der Eilgutstrasse ein eidgenössisches Grundstück diagonal entzweischnitt und die Direktion der Eidgenössischen Bauten dazu zwang, die Bahnhofpost in den Jahren 1905–1907 auf zwei dreieckigen Grundstücken zu errichten?

Funktionstrennung liess sich in den Neuquartieren nicht immer erreichen. Wie die vorindustriellen Betriebe, welche die Wasserkraft auf Mühlenräder leiteten, waren die Fabriken, die Dampfmaschinen benutzten, an die Wasserläufe gebunden, in Basel vor allem an die mittelalterlichen Kanäle, deren zwei man hier seit alters «Teiche» nennt: Riehenteich und St.-Alban-Teich (beide verzweigt). Vor der Stadt lagen die Fabriken in der Nähe der Flüsse Birs, Birsig und Wiese. Die vornehme St.-Alban-Vorstadt



grenzte an das industriereiche St.-Alban-Tal, in einem Fall sind Kontor und Fabrik sogar durch einen Eisensteg miteinander verbunden, und in der St.-Alban-Vorstadt selbst stehen Fabrikbauten. Da an der Claramatte ein Arm des Riehenteiches vorbeifliesst, finden wir auch in dieser idealen Wohnlage einen Fabrikbau. Am Rümelinbach,

Vischersche Bandfabrik, Klingentalstrasse 25, erbaut 1867 von einem unbekannten Architekten, 1883 oder 1884 für die betriebseigene Schreinerei-Schlosserei umgebaut. 1860 dachte man noch daran, die Claramatte zu parzellieren, gestaltete sie dann aber zur «Volkswiese». So wäre das Grundstück, auf dem die Bandfabrik steht, eine günstige Wohnlage gewesen; für einen Fabrikbau sprach der vorbeifliessende Industriekanal, der «Krumme Teich». Die Fabrikbauten der nachfolgenden 50 Jahre sind selten so ausgeprägte Zweckbauten wie die Seidenbandfabrik an der Claramatte



Post Basel 2 (Bahnhofpost), Centralbahnstrasse/Eilgutstrasse/Peter-Merian-Strasse, 1905–1907 von der Direktion der Eidgenössischen Bauten, deren Chefarchitekt damals Theodor Gohl (1844–1910) war, gebaut. Zwei überkuppelte zylindrische Baukörper rahmten die bahnwärts gerichtete Hauptfront, aber nur der eine erfüllte die seit 1800 übliche Aufgabe: am spitzen Winkel des Baublocks Gelenk zu sein. 1976 abgerissen

wo Rudolf Linder 1911–1915 den Wohnblock «Am Viadukt» baute, stand zuvor die Seifenfabrik Beck, deren Geruch im Sommer die Bewohner des Bachlettenquartiers belästigte. Übrigens nahm die Mechanisierung der Seidenbandfabrikation, die im Basel des 18. und 19. Jahrhunderts im Vordergrund stand, in dem Augenblick zu, als die Trennungswirren der 1830er Jahre den Verkehr mit den Baselbieter Heimarbeitern erschwerten.

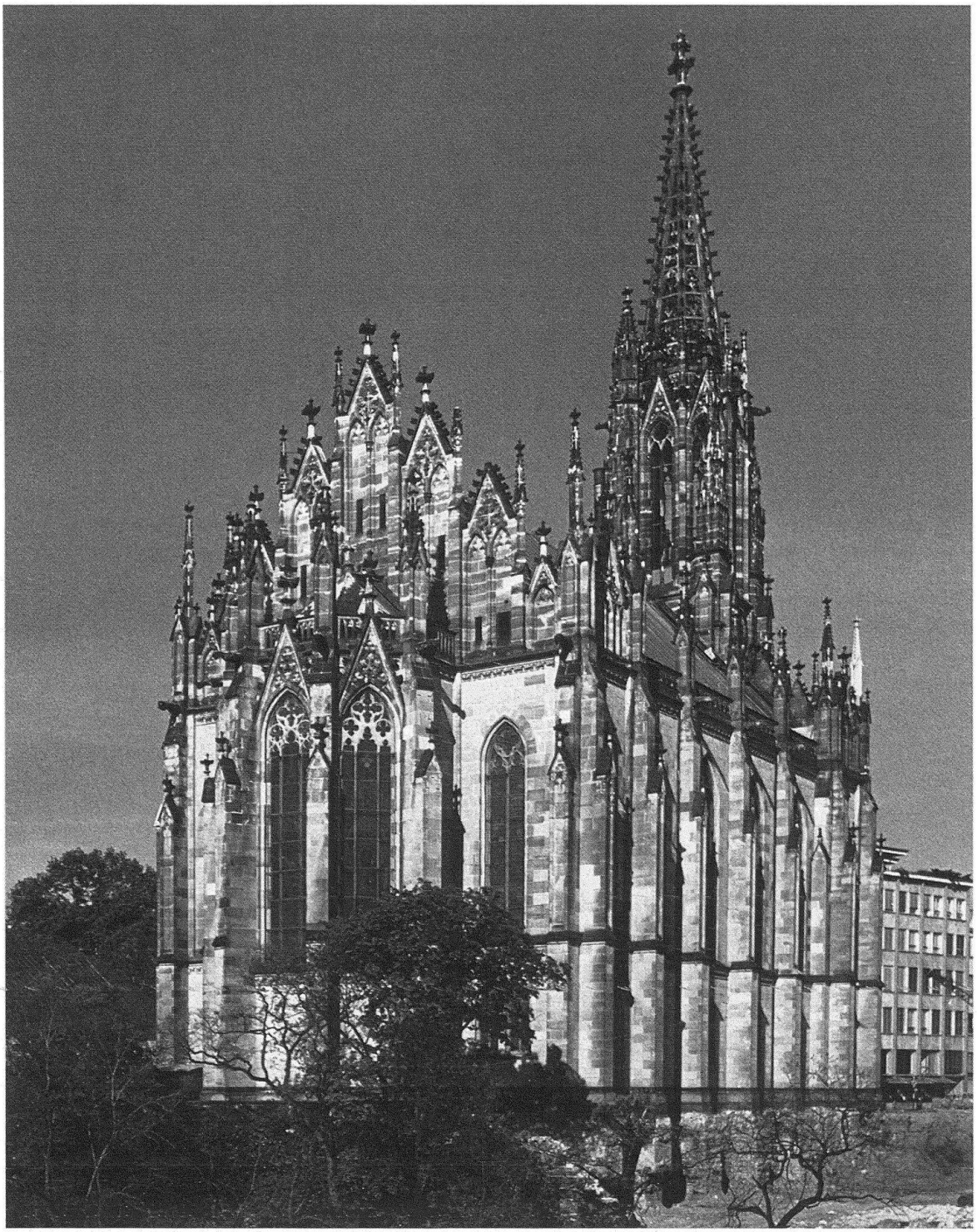
In Grossbasel stellt die Maschinenfabrik Burckhardt, zwischen Bruderholzstrasse, Dornacherstrasse und Gundeldingerstrasse gelegen, heute das einzige bedeutende Fabrikareal mitten in einem Wohnquartier dar; dagegen sind die Kleinbasler chemischen Fabriken, einst am Stadtrand angelegt, immer mehr in die Wohnquartiere eingewachsen.

Ähnlich ging es mit den Friedhöfen. Von den nach 1815 am Stadtrand angelegten Gottesäckern, wie sie im vorigen Jahrhundert hiessen, wurden der Theodors-Gottesakker, der Elisabethengottesacker und der Kannenfeldgottesacker in Parkanlagen verwandelt, während der Wolf-Gottesacker viele Gräber und Grabsteine aufgelassener Friedhöfe aufnahm und noch immer Familiengrabstätten enthält.

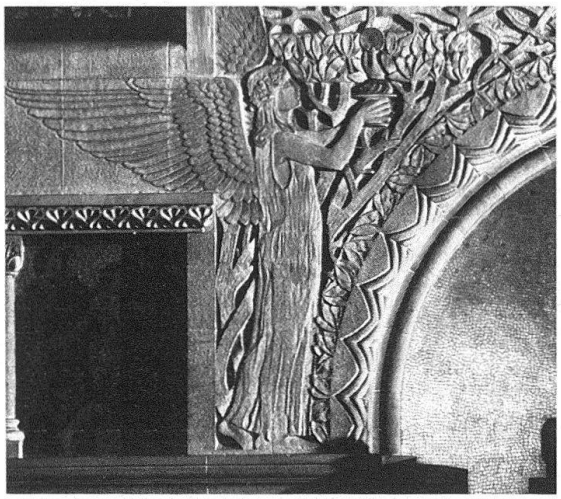
PERIPHERIE UND ZENTRUM

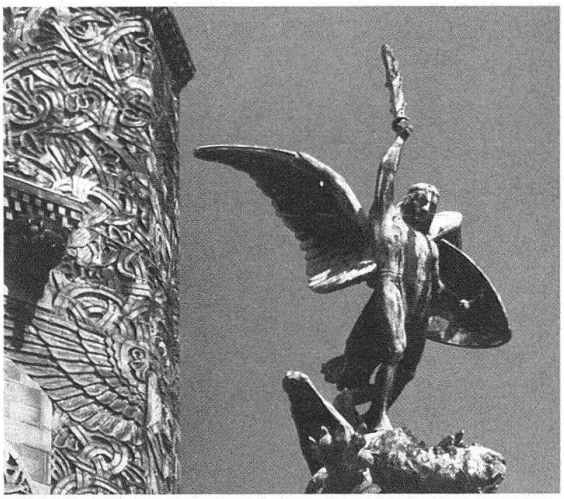
Durch die nach 1859 beginnende flächenmässige Vergrösserung der Stadt als Ganzes wurde die Altstadt zum Stadtzentrum, während sich die einzelnen Viertel mit mehr oder weniger Erfolg Akzente zu geben versuchten. Dazu dienten besonders die Kirchenbauten.

So ist es bezeichnend, dass der erste Kirchenbau auf Stadtboden seit der Reformation, der Neubau der Elisabethenkirche (1857–1866), einen Turm erhielt, der die Höhe aller Basler Kirchentürme einschliesslich der Münstertürme weit übertraf. Erst recht waren die Glaubensgemeinschaften ausserhalb der reformierten Staatskirche bemüht, mit ihren Kultbauten Wahrzeichen zu setzen. Das gilt zunächst vom Kuppelbau der Synagoge (1867–1868 und 1891–1892) in dem von zahlreichen Juden bewohnten Leimenquartier, erst recht aber von den hochtürmigen Kirchenbauten der Katholiken, die unter den Zugewanderten den Hauptharst ausmachten. Bei der St.-Marien-Kirche (1884–1888) gelang es, vor der Fassade einen kleinen baumbestandenen Platz zu schaffen. Die St.-Josephs-Kirche (1900–1902) und die Heiliggeistkirche (1911–1912) stehen dagegen hart an Strassenkreuzungen, während die vor 1900 begonnenen reformierten Gotteshäuser, obwohl als Bauten im Durchschnitt bescheidener, allesamt weniger beengt stehen. Die Französische Kirche, errichtet 1867–1868 nach Plänen von Ferdinand Stadler, abgebrochen 1971, beherrschte den Holbeinplatz. Die Kapelle an der Engelgasse, 1881 von Vischer & Fueter gebaut, abgebrochen 1972, besass einen baumbestandenen eingefriedeten Vorplatz. Die Matthäuskirche, 1892–1896 nach dem abgeänderten Wettbewerbsentwurf von Felix Henry aus Breslau ausgeführt, war in Basel das erste Beispiel eines staatlichen Repräsentationsbaues in einer Parkanlage. Die Pauluskirche endlich wurde nach einem Wettbewerb, den die Firma Curjel & Moser ge-



Elisabethenkirche, 1857–1866 nach Plänen von Ferdinand Stadler (1813–1870) ausgeführt von Christoph Riggenbach (1810–1863) und Karl Wartner (1817–1891). Diese Stiftung Christoph Merians ersetzte die mittelalterliche Pfarrkirche gleichen Namens, an deren Stelle heute das Pfarrhaus steht, erbaut 1865–1867 nach dem Projekt von Johann Jakob Stehlin d. J. (1826–1894). Stadler hatte sich 1855 beim Wettbewerb für die Kathedrale von Lille mit den besten Neugotikern gemessen und eine Ehrenmeldung erreicht, ehe er sich 1855 am Wettbewerb für die Elisabethenkirche mit Plänen beteiligte, die er in 18 Tagen entwarf. Die einfache kubische Grundform, das durch ein Kaffgesims abgeschlossene Sockelgeschoss, die Symmetrie der Flankenseiten verraten die klassizistische Schulung des Architekten, auch wenn die Einzelformen korrekt «deutsche Gotik um 1300» wiedergeben. In den Augen in- und ausländischer Zeitgenossen war die Synthese geglückt





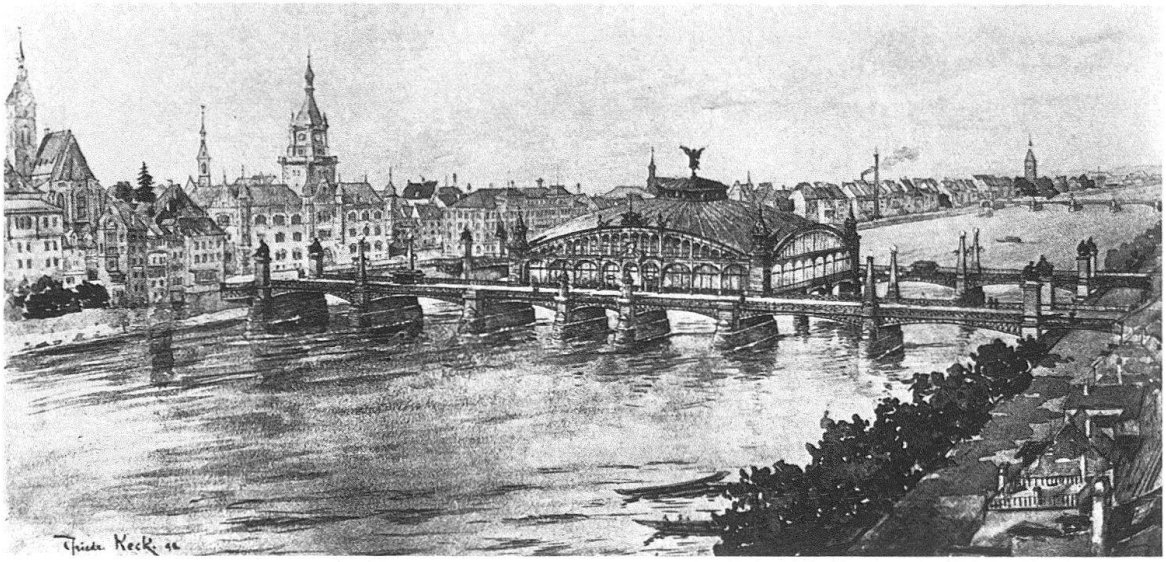
Pauluskirche, Steinenring 48, 1898–1901 von Karl Moser (1860–1936); sein Name ist an der Chorseite des Vierungsturms in die mittlere Bogenrahmung eingeflochten. Der Erzengel Michael auf dem Portalgiebel von Oskar Kiefer, das Hochrelief mit dem barmherzigen Samariter von Carl Burckhardt (1878–1923), denselben Bildhauern, die später am Badischen Bahnhof arbeiteten. Zentralbauähnliche Kreuzkirche mit emporengefüllten Armen für den evangelisch-reformierten Gottesdienst in einem mittelständischen Neuquartier

wann, in den Jahren 1898–1901 auf einem grossen dreieckigen Grundstück in einer wichtigen Strassengabel errichtet, die sie von vornherein zum Merkpunkt auf dem Plateau westlich des Birsigs machte.

Um die Jahrhundertwende versuchten die Behörden, Architekten und Geschäftsleute, der neuen Aufgabe der Altstadt als Kern einer gewaltig gewachsenen Stadt Rechnung zu tragen. In diesen Zusammenhang gehört die Vergrösserung des Marktplatzes vor dem Rathaus auf ungefähr die doppelte Grösse. Die neu gewonnene Fläche sollte freilich zum Teil mit einer Markthalle überbaut werden, für welche die Regierung 1891 einen Wettbewerb ausschrieb. Davon kam nichts zur Ausführung; wohl aber bauten die Architekten Vischer & Fueter, ebenfalls nach einem Wettbewerb, 1898–1904 Staatsarchiv und Rathaus so um, dass noch einmal die ganze städtisch-kantonale Verwaltung in einer einzigen Baugruppe Platz fand, die den Marktplatz durch einen mächtigen Turm beherrschte.

Noch bevor im Jahre 1899 der Grosse Rat den Neubau der Mittleren Rheinbrücke beschloss, der dann 1903–1905 erfolgte, verbreitete der Eisenbahnarchitekt Friedrich Keck das Projekt einer doppelten Rheinbrücke, das nicht den Marktplatz, sondern eine Halle mitten auf dem Rhein zum Mittelpunkt der Stadt gemacht hätte, im Basel des 19. Jahrhunderts ausser den Bahnhöfen vielleicht die einzige entschlossene Heirat zwischen Architektur und Ingenieurkunst.

Um die Jahrhundertwende verwandelte sich die Freie Strasse in eine kaum mehr bewohnte Geschäftsstrasse. Wie heute mit Lichtreklamen versuchten die Geschäfte, einander mit auffälligen Fassaden zu übertrumpfen. Auch hier ist oft Ingenieurkunst im Spiel: Eisenkonstruktionen und armierter Beton ermöglichten grosse Schaufenster und tollkühn scheinende Erkerbauten. Doch erst in der Zwischenkriegszeit wurden statische Berechnungen für Geschäfts- und Verwaltungsbauten üblich, ohne dass die neuen Baumethoden jedesmal sichtbar würden.



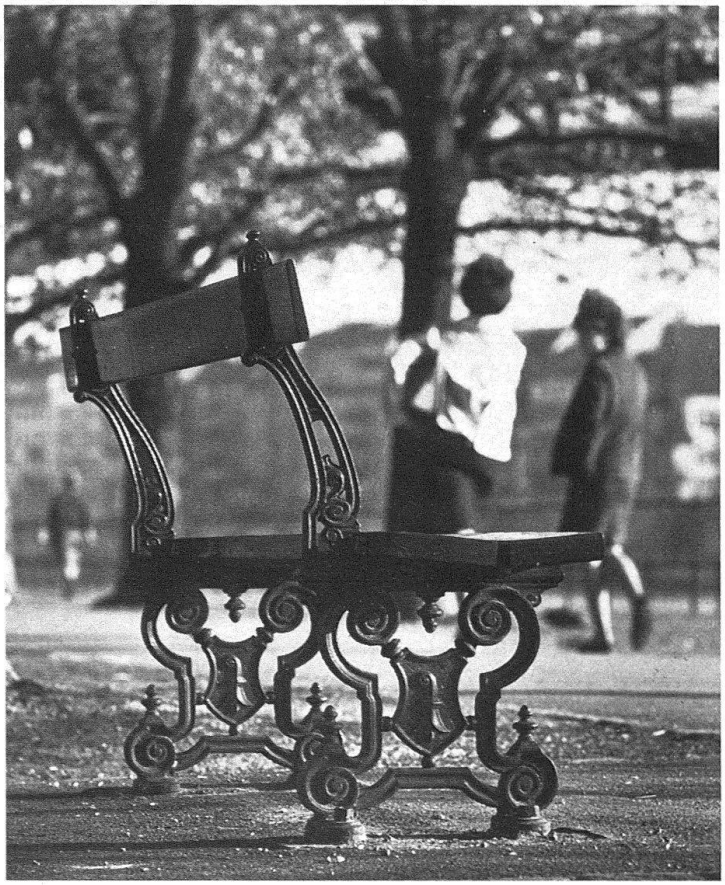
Lithographiertes Projekt für zwei Rheinbrücken, 1897–1898 von Friedrich Keck. Keck wollte die Drahtzugstrasse bis zum Rhein verlängern und über eine zweite Brücke mit dem Fischmarkt verbinden, die teilweise noch hölzerne Mittlere Brücke durch eine Stein-Eisen-Konstruktion ersetzen und darauf rittlings eine Volkshalle mit zentralem Musikpavillon setzen. Wir geben ein Exemplar des Staatsarchivs wieder (Plan G 3, 96)

Projekt für Markthalle und Brunnen auf dem Marktplatz, Motto «Holbein», 1891 von Franz Steffens und Oskar Weber (1861–1930) aus Wetzikon, damals in Aachen. Von den Wettbewerbsprojekten lehnt sich dieses mit einem dritten Preis ausgezeichnete am stärksten an die Architektur des Rathauses an. Lavierte und aquarellierte Federzeichnung im Staatsarchiv (Plan F 2, 149). Den ersten Preis gewann Karl Moser (1860 bis 1936)

Unter dem despektierlichen Titel «Strassenmobiliar» lässt sich vieles einreihen, was zur «Verschönerung» der Stadt diente, wie unsere Vorfahren unbekümmert sagten. Dazu gehören die 1845 angebrachten Briefkästen, die kein geringerer als der Architekt Melchior Berri entwarf. Dazu gehörten die nach dem Mülhauser Modell gegossenen Kandelaber der 1852 in Betrieb genommenen Gasbeleuchtung, die Brückengeländer, die Sitzbänke in den Promenaden entlang dem Rhein, längs den Ringstrassen und in den Parks, die Schutzgitter über den Baumwurzeln, die Masten der seit 1895 verkehrenden elektrischen Strassenbahn und, ebenfalls metallgegossen, zahlreiche Brunnenfiguren, ja ganze Brunnen, die von den 1860er Jahren an den Stolz auf die Wasserversorgung anzeigten.

Einen mehrfigurigen Brunnen hat Basel im 19. Jahrhundert nicht erhalten. Der grösste neue Brunnen blieb der 1860 von Johann Jakob Stehlin d. J. entworfene Springbrunnen auf dem Aeschenplatz, der 1908 neuen Gleisanlagen und dem Vorortbahnhof Julius Kelterborns (vollendet 1909) wich. Das Projekt für einen Puttenbrunnen auf dem Claraplatz aus dem Jahre 1891 zeigt aber, dass auch Kleinbasel einen Monumentalbrunnen erhalten sollte, noch ehe die Flussgötterbrunnen vor dem Badischen Bahnhof entstanden.

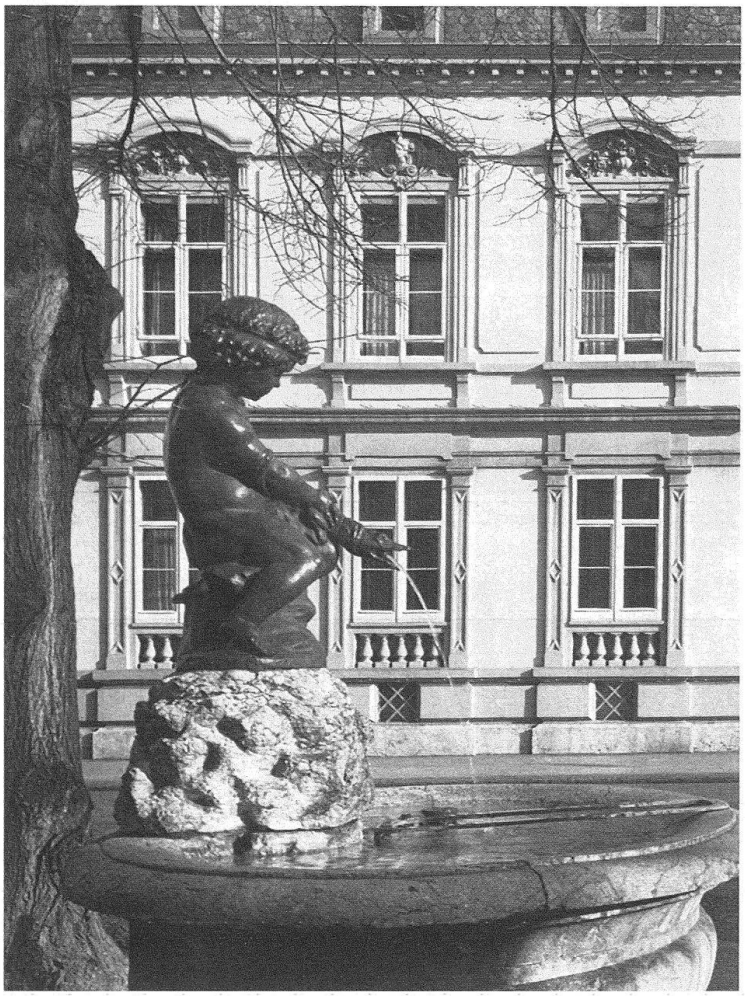
Statt dessen wurden zwei bedeutende vielfigurige Denkmäler geschaffen, das St.-Jakobs-Denkmal und das Strassburger Denkmal, beide Geschenke an die Stadt.



Sitzbank am Unteren Rheinweg, gegossen nach dem in der Stadtgärtnerei aufbewahrten, wahrscheinlich 1871 von dem Schreiner und Bildhauer Benedikt Kuriger (1831 bis 1904) geschnitzten Lindenholzmodell. Die Initiative zu gusseisernen Bankfüssen ergriff der soeben von München nach Basel berufene Stadtgärtner Michael Weckerle (1832–1880). Durch die Anlage des Oberen Rheinweges im Jahre 1858 gelang es, gleichzeitig die Längendohle der Kanalisation zu überdecken und eine Promenade anzulegen, wie sie von 1830 an entlang Seen und Flüssen beliebt wurden. Der Untere Rheinweg wurde 1861 im Zusammenhang mit dem Bau der Kaserne, 1860–1863 von Johann Jakob Stehlin d. J. (1826–1894), angelegt. 1863 wurde die Terrasse beim Café Spitz umgebaut

Bereits hat sich der Ärger über die chamäleonhafte Vielgestaltigkeit der Architektur aus dem letzten Jahrhundert gelegt; das Rätselraten über die Ursachen dieser stilistischen Vielfalt hat jedoch noch lange kein Ende gefunden. Am zuverlässigsten, wenn auch nicht am einfachsten ist es, das Problem durch Einzelschritte zu lösen, statt sich mit Pauschalantworten zu begnügen.

Weder die Tatsache noch das Mass der Rückgriffe auf eine frühere Epoche sind im Historismus des 19. Jahrhunderts einzigartig; karolingische und ottonische Renaissance, die Protorenaissance des 12. Jahrhunderts und die Renaissance selbst sind nur die bekanntesten Phänomene im Haushalt einer Kultur, deren literarisches und bildnerisches «Erinnerungsvermögen» zu ihrer Differenziertheit gehört. Einzigartig ist im Historismus nur die Vielzahl vorbildlicher Epochen in einem bestimmten Augenblick, sagen wir 1854, im Jahre des Projektwettbewerbs für die Elisabethenkirche, und der rasche Wechsel der möglichen Vorbilder innerhalb des Zeitraums 1770–1920. So gesehen erscheint die Architekturgeschichte gleicherweise als verfügbar wie die Bodenschätze, die Naturprodukte, ja die Kulturen der sogenannten Kolonien.



Eulerstrassebrunnen, Ecke Eulerstrasse/Socinstrasse, datiert 1867. Die Lieferanten sind dieselben wie beim Fischermädchenbrunnen an der Heuwaage, und wie bei diesem kennen wir den Schöpfer des Gussmodells nicht. Das «Kind mit Alligator» wurde zweimal abgegossen; der Zwilling von der Klybeckstrasse ist aber seit 1934 magaziniert

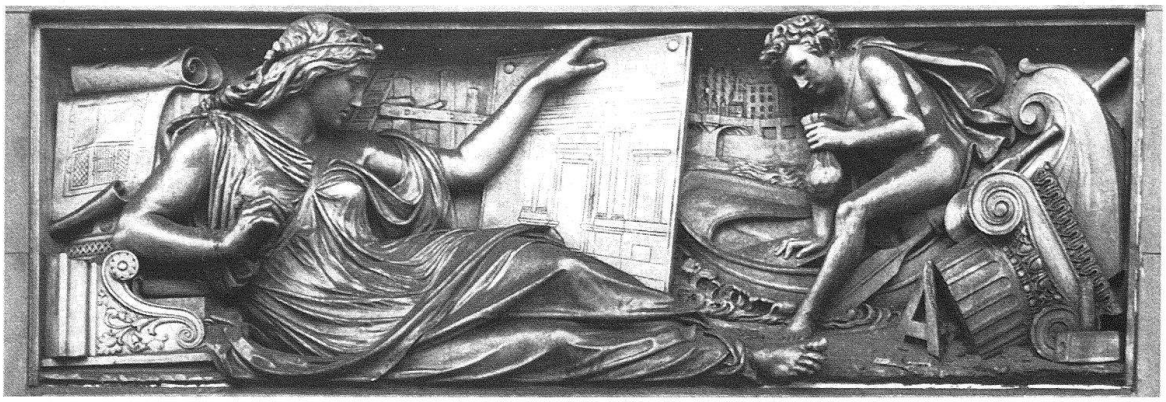
Leitungsmast am Aeschenplatz, aufgestellt vermutlich beim Bau der Birsfelder Linie im Jahre 1897. Gusseisenverkleidung aus dem Eisenwerk Klus bei Balsthal, dieselbe wie an den Masten der 1895 eröffneten ersten elektrischen Tramlinie der Stadt

Zu untersuchen wäre sodann die Art des Rückgriffs, die sich im Laufe des Historismus ständig verändert. Man kann – bei allen Vorbehalten gegen Periodisierungen – drei Stufen unterscheiden: Anspielung, Faksimile, Anverwandlung. Um es an neugotischen Bauten darzulegen: die Architekten der Lesegesellschaft kopierten keine einzige ihrer gotischen Formen so, dass wir die Herkunft angeben könnten, sondern begnügten sich mit einem ungefähren «Gotisch», das an Charly Chaplins «Sauerkraut»-Deutsch erinnert. Die Elisabethenkirche verrät zwar dem Historiker die klassizistische Schulung ihres Entwerfers Ferdinand Stadler; doch sind grössere Partien wie Glockenstube und Helm des Turmes so «stilrein», dass sich der Fachmann entweder einen Augenblick lang täuschen lässt oder doch recht genau den Ursprung der Komposition und der Einzelformen angeben kann. Überdies wurde die zur Ausführung gegründete «Bauhütte» möglichst nach mittelalterlichem Vorbild geführt. Bei der Matthäuskirche zweifeln wir kaum daran, dass der Architekt Formen der deutschen Gotik um 1200 vor Augen hatte, etwa die der Stiftskirche von Limburg an der Lahn; viel stärker aber schlägt die Tradition protestantischer Kirchenbauten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch, der sie Gedrungenheit, Kreuzform und Emporenanordnung verdankt, wobei die Stilwahl durch die Möglichkeit bedingt sein dürfte, die Emporen «stilgerecht» einzubauen.

Auch die Kriterien für die Stilwahl wechselten. Zum Teil war sie durch die Bauaufgabe bedingt. Für jene Christen, die sich geekelt von der Religion der «seichten» Aufklärung abwandten, schienen die Bauten des christlichen Mittelalters, besonders die der Gotik, nachahmenswert (Elisabethenkirche, Französische Kirche, Matthäuskirche, Kapelle an der Engelgasse, Heiliggeistkirche; Missionshaus). Als Bindeglied zwischen Antike und Mittelalter bot sich die Romanik an (Marienkirche). Doch auch die nachtridentinische Vergangenheit der katholischen Kirche konnte evoziert werden (St.-Josephs-Kirche). Während aber beim Kirchenbau die Fiktion aufrecht erhalten wurde, es habe sich stets um dieselbe Bauaufgabe gehandelt, waren die möglichen Anspielungen bei den zahlreichen neuen Bauaufgaben weitaus vielfältiger: Die Schule vermittelte christliche und neuhumanistische Inhalte, ein Bahnhof konnte als öffentliches Gebäude in der Tradition von Rathäusern und Tuchhallen oder als Empfangsgebäude in der Tradition französischer Schlösser aufgefasst werden. Selbst bei der Villa konnte der gleichgebliebene Name nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Funktion seit Palladio (1508–1580) grundlegend geändert hatte, und so finden wir neben der Neurenaissance der Ehingerschen Villa in Münchenstein die Neugotik des Bachofenschlösschens an der Bruderholzstrasse (zerstört) und die dixhuitièmehaften Villen Fritz Stehlins und Emanuel La Roches. Wenn es schon schwierig war, sich bei einer und derselben Bauaufgabe auf einen «Stil» zu einigen – beim Wettbewerb für die Pauluskirche reichte das Büro Curjel & Moser ein «romanisches» und ein «barockes» Projekt ein –, dann gab es überdies Architekten, die sich auf einen bestimmten «Stil» festlegten, von dem sie sich einen Ausweg aus dem Babel der Stile versprachen, so Amadeus Merian, der zeitlebens an einer stark mittelalterlich geprägten Stilsynthese festhielt («Café Spitz», Schulhaus «Zum Sessel»), oder Fritz Stehlin, der an die Basler Tradition des 18. Jahrhunderts anknüpfte, wo immer es anging.

Überhaupt wechselte auch die Vorliebe für die «Stile» auf der immer reicheren, immer differenzierteren Stilpalette. Beim Sommercasino fällt es schwer auszumachen, ob griechische, römische oder durch die Renaissance modernisierte Antike gemeint ist, während sich bei Bauten der Jahrhundertmitte die gemeinte Stilstufe oder sogar das genaue Vorbild zuverlässig nennen lässt: der Palazzo della Cancelleria für Christoph Riggenbachs Haus «Zur St. Johann-Capelle» auf dem Münsterplatz, der Palazzo Farnese für Melchior Berris Haus «Zahnlücke» an der St.-Alban-Vorstadt. Nach den Höhepunkten der Stile gewannen die Früh- und Spätstile und schliesslich noch die regionalen Ausformungen der Stile – Auftakt zum Heimatschutz – die Gunst von Architekt und Bauherr. Beim Hauptflügel der Hauptpost hielt sich der in Köln ausgebildete, später in Mailand und Wien wirkende Architekt Friedrich von Schmidt an das Vorbild des Basler Rathauses.

Die Beschäftigung mit verschiedenen Stilen und das zunehmende Verständnis für ihre Kompositionsgesetze weichte jahrhundertealte Normen auf. So verliess Melchior Berri am Eckhaus St.-Alban-Vorstadt/Malzgasse das seit dem 16. Jahrhundert gültige Geschossschema mehrstöckiger Bauten und machte aus Erdgeschoss und Hauptgeschoss eine Einheit, wo sich bisher die Obergeschosse von dem als Sockel ausgebildeten Erdgeschoss abhoben. Und Adolf Visscher van Gaasbeek verzichtete nach dem Vorbild gotischer Profanbauten darauf, an seiner Safranzunft die Fenster senkrecht übereinander anzuordnen, «Fensterachsen» zu bilden. Die asymmetrische Massengliederung von Karl Mosers Badischem Bahnhof stammt nicht aus der auf Symmetrie erpichten Beaux-Arts-Tradition, sondern letztlich aus dem «Picturesque Movement» und dem «Gothic Revival» Englands vor 1800. Eine unauffälligere Wandlung im Entwerfen brachten neue Materialien wie Eisen, Glas und Beton und neue Einrichtungen wie Zentralheizung, fliessendes Wasser und Lichtschalter. Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zeigte, dass diese Wandlung ebenso nachhaltig war.



Die 1870–1872 von J. J. Stehlin (1826–1894) gebaute Kunsthalle wurde zu einem grossen Teil aus den Erträgen der Rheinfähren bezahlt, die der Kunstverein damals betrieb. Auf der Supraporte überbringt ein Fährmann der Architectura eine Börse, aus der sie den Schwesterkünsten ein Heim errichten wird. Das Relief schuf der gebürtige Pariser Charles-François-Marie Iguel (1827–1897), der von 1871 an in der Westschweiz lebte; von Iguel stammen die Reliefs vom alten Bundesgerichtsgebäude in Lausanne, ebenso die Liegefigur und die Sarkophagreliefs am Denkmal des Herzogs von Braunschweig in Genf